Zeitschrift: Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft

Herausgeber: Wechselwirkung

Band: 10 (1988)

Heft: 39

Artikel: Persönliche Autonomie oder Einsamkeit : eine feministische Sicht auf gegenwärtige Übel und zukünftige Möglichkeiten

Autor: Stolcke, Verena

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-653595

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Persönliche Autonomie oder Einsamkeit

Eine feministische Sicht auf gegenwärtige Übel und zukünftige Möglichkeiten

von Verena Stolcke

When more is said than must,
Then better left unsaid and done,
Your artful songs of love,
The rigour of our spoken lust,
Have now become a cunning sort of
Overrated pun

In diesem Beitrag will ich nicht über öffentliche »Tugenden« schreiben (wie den technischen »Fortschritt« und dessen angeblich befreiende Wirkung), sondern über einige private »Untugenden« im alten liberalen wie im heutigen Sinn. Wir leben in einer eigennützigen, räuberischen und individualistischen Gesellschaft – doch wie steht es um persönliche Erfüllung und Glück? Ich will andeuten, in welcher Weise diese modernen Werte für das Leben von Frauen und für feministische Perspektiven eine besondere Bedeutung haben.

Wir Feministinnen haben die »heilige Familie« – durch Heirat begründet und als lebenslange und ausschließliche Verbindung gedacht – als Ursache für das Leid der Frauen in der Klassengesellschaft angeprangert, weil sie uns zu Eigentum und Haussklaven eines Mannes und der für ihn geborenen Kinder macht. Wir haben gezeigt, in welcher Weise die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit als Produkt einer liberalen politischen Philosophie eine ideologische Falle ist, die verdeckt, daß das Private ebenfalls politisch ist. So haben wir argumentiert, daß diese zu Recht so genannte »Keimzelle« (cellula mater) der Klassengesellschaft und der vielfachen Unterdrückung, die sie produziert, nur durch eine radikale Veränderung der Gesellschaft überwunden werden kann. Und, so lange ein radikaler gesellschaftlicher Wandel unwahrscheinlich oder in ferner Zukunft schien, konnten uns alternative Lebensformen wie das Zusammenleben ohne Trauschein, Wohngemeinschaften oder sogar das Alleinleben zu Inseln von Ruhe und Menschlichkeit verhelfen in einer zunehmend von Konkurrenz, Individualismus, Technik und Repression bestimmten Welt. Solche lebendigen Alternativen, hofften wir, könnten, wenn auch nur zaghaft, die herrschende Ordnung unterlaufen. Natürlich war uns klar, daß das, was wir erfahren und erreichen konnten, beschränkt war angesichts der geballten Macht der etablierten Werte und Institutionen, besonders des Staates. Darum schien uns die Aufregung, die sich in den letzten Jahren um die angebliche Auflösung der Familie und der Ehe und die »Geburtenkrise» breitmachte (und das zu einer Zeit, wo wir für das Recht auf Selbstbestimmung unserer Fortpflanzungsfähigkeit kämpften), zuerst als nicht mehr als die übliche Aufregung der politischen Rechten, wie immer unfähig, zwischen Revolution und Reform zu unterscheiden. Ein Beispiel war der Widerstand gegen die Legalisierung der Scheidung in Spanien und Italien, die doch letztlich auch nur dazu dient, väterliche Rechte in bezug auf Erbschaft und Kinder im Falle einer Trennung und neuen Heirat zu regeln.

Die Bevölkerungsentwicklung der Industrieländer hat aber nun die Aufmerksamkeit auf einen anscheinend dramatischen Wandel dieser Gesellschaften gelenkt. In der Bundesrepublik, Frankreich oder auch Spanien sind die Geburtenziffern der letzten zwei Jahrzehnte nahezu unter die Fortpflanzungsraten gesunken, und die Bevölkerungspolitiker zeigen sich besorgt. Zugleich haben die Volkszählungen einen bemerkenswerten Anstieg von Ein-Personen-Haushalten gezeigt, und die Zahl unverheiratet zusammenlebender Paare hat erheblich zugenommen. Mit den individuellen Folgen dieser Entwicklungen insbesondere für Frauen und ihren politischen Konsequenzen hat sich die feministische Analyse bislang allerdings wenig befaßt.

Angesichts dieser Veränderungen familiärer Strukturen wird es nötig zu überdenken, was wir Frauen für uns selbst wollen. Persönliche Entscheidungsfreiheit und Autonomie, die ungeachtet unserer »natürlichen« Unterschiede Voraussetzung für soziale und politische Gleichheit ist, waren eines der zentralen Ziele, das viele Feministinnen gemeinsam mit Teilen der Linken vertreten haben. Ich frage mich jedoch, ob nicht dieses Ziel durch die darin enthaltene politische Ethik des Liberalismus die Gefahr birgt, daß ein Grundelement einer wahrhaft freien und humanen Gesellschaft vernachlässigt wird, die menschliche Solidarität. Schließlich sind Menschen soziale Wesen. Das natürliche Bedürfnis nach menschlicher

Nähe und Wärme ist eine Bedingung des Kampfes um Autonomie.

Was die Familienstruktur angeht, sind die bemerkenswertesten Veränderungen in den fortgeschrittenen Industrieländern der stetige Anstieg der Scheidungsraten, der allerdings von einer erstaunlichen Zahl von Wiederverheiratungen begleitet wird, die hohe Zahl von kinderlosen Paaren, die Zunahme nichtehelicher Lebensgemeinschaften und die Zahl der Alleinlebenden.

In der Bundesrepublik bestanden ebenso wie in Schweden 1980 fast ein Drittel aller Haushalte aus nur einer Person; in England und Wales wie in den USA war es ein Viertel. Südeuropa scheint in dieser Hinsicht aufzuholen. Viel ist über die Tatsache geschrieben worden, daß erheblich mehr Frauen als Männer allein leben. Überall ist die Zahl der Witwen größer als die der Witwer. In der Tat leben z.B. in der BRD Frauen im Vergleich zu Männern durchschnittlich mehr als dreimal solange alleine. Da Polygynie nicht zur westlichen Kultur gehört, ist das Ergebnis eine steigende Zahl älterer Frauen, die allein leben.

Man könnte beinahe sagen, daß das Paradies kinderloser Unabhängigkeit sich schließlich für Frauen eröffnet hat durch – um Kanzler Kohl abzuwandeln – »die Gnade des langen Lebens«, die uns gewährt ist. Aber weder handelt es sich hier notwendigerweise um »Lustige Witwen«, noch ist das weibliche Single-Dasein ausschließlich aus einer höheren Lebenserwartung zu erklären. Männer leben nicht nur seltener allein, weil sie früher sterben, sie suchen sich auch schnellstens eine neue, in aller Regel deutlich jüngere Frau für eine moralische und emotionale Versorgung, ohne die die wenigsten von ihnen leben können. Außerdem bleiben zunehmend mehr Frauen allein, deren midlife-kriselnde Männer, in der Hoffnung auf ein neues Leben und neue Vitalität, sich eine jüngere Partnerin gesucht haben. In der Gruppe der Vierzigjährigen sind bundesdeutsche Männer im Durchschnitt für 3,3 Jahre alleinstehend, Frauen dagegen 11,2 Jahre. Dies erklärt sich nicht zuletzt aus der westlichen Einstellung zu Alter und Geschlecht, die ältere Frauen deutlich diskriminiert. Haben Frauen ihre reproduktive Funktion erfüllt, sind sie entbehrlich. Sollte es ihnen gelungen sein, sich ein eigenes Berufsleben zu schaffen, können sie für ihre männlichen Partner eine Gefährdung werden, derer man sich besser entledigt, statt die schwierige Aufgabe einer wirklich gleichrangigen Beziehung anzugehen. Ich will nicht unterstellen, daß die persönliche Erfüllung einer Frau vom Zusammenleben mit einem Mann abhängt. Oft genug ist es besser, für sich allein zu leben als in schlechter Gesellschaft. Dennoch, es lohnt sich, über diese Entwicklungen nachzudenken.

Auf der anderen Seite haben die nichtehelichen Lebensgemeinschaften zugenommen, vor allem unter jungen Leuten mit einem partnerschaftlichen Lebensentwurf. Wohnt allerdings ein Mann mittleren Alters in dieser Weise mit einer jüngeren Frau, ist das oft Ergebnis des bewußten oder unbewußten Wunsches, die eigene Überlegenheit zu behaupten. Es bleibt abzuwarten, inwieweit derartige Lebensformen eine echte Alternative zur Heirat sind, die auch auf Dauer Unterordnungsverhältnisse ausschließen und nicht doch, nach dem ersten Kind, in einer Ehe enden. Der Staat ist deutlich daran interessiert, diese »schwarzen Schafe« unter den Familien zu kontrollieren. In verschiedenen Ländern sind Gesetze in Arbeit, die Erb- und Sorgerecht eheähnlich regulieren sollen. Was als Rebellion gegen die traditionelle Familie begann, muß nun domestiziert werden.

Schließlich zeigt das Absinken der Geburtenraten, daß die Frauen zusehends von der langen Fortpflanzungskarriere mit all ihren physischen und psychischen Belastungen befreit werden. In den individualisierten Industriegesellschaften mit ihrer verbreiteten Kinderfeindlichkeit ist weder Mutterschaft noch Kindsein eine Quelle von Freude und Erfüllung. Andererseits ist Kinderlosigkeit nicht nur ein soziales Stigma, sondern trägt auch zur Einsamkeit der Frauen im Alter bei. Wie die verbreitete Sorge um die Geburtenrate zeigt, ist die Rechte zutiefst erschreckt und versucht, Frauen zu ihrer alten nationalen Gebärpflicht zurückzubringen – wie sollte sonst der Sozialstaat gesichert sein? Als Ehefrau und Mutter ins Heim zurückzukehren ist jedoch eine schlechte Alternative zum vereinzelten Leben im Alter, solange sich die sozialen Wertungen und Machtstrukturen nicht radikal geändert haben. Außerdem sind die angeblichen ökonomischen Gefahren der sinkenden Geburtenrate ein ideologischer Fehlschluß. Diese Gebärpolitik hat deutlich rassistische Untertöne. Wenn Arbeiter fehlen, die den Wohlfahrtsstaat erhalten und die Renten zahlen – ohnehin ein Zynismus angesichts der Arbeitslosigkeit –, wäre die naheliegende Lösung, die Grenzen für die Armen der Welt zu öffnen, anstatt die reichen Länder zu Festungen in einem Meer von Elend und Armut auszubauen.

Zweifellos zeigen all diese Entwicklungen eine Schwächung der Ehe und der Kernfamilie als typisch westliche Form sozialer Reproduktion. Für sich genommen sollte das selbstverständlich kein Grund zur Klage sein. Wir sollten uns allerdings fragen, ob die Erosion der Familie wirklich mehr individuelle Freiheit und Selbstbestimmung für uns bringt. Das scheint nicht der Fall zu sein. Paradoxerweise leben wir jetzt in einer äußerst individualistischen, atomisierten, konkurrenzbestimmten Gesellschaft, die unser Gefühl von Isolation und Unglück verstärkt, und sind zugleich, trotz des Neo-Liberalismus, zunehmend staatlicher Kontrolle unterworfen.

Was ist das für eine Gesellschaft, in der persönliche Beziehungen letztlich in einem steten Kampf um Macht bestehen? Es ist eine Gesellschaft des Besitz-besessenen Individualismus. Halten wir jedoch fest, daß der Begriff Macht zwei Bedeutungen hat: eine, die sich ganz und gar in den Status quo fügt, die Fähigkeit zu herrschen, zu regieren, eine andere aber auch, die auf die Fähigkeit und Kraft verweist, für sich selbst zu handeln. Diese zweite Bedeutung verweist auch auf ihr Gegenstück, die Emanzipation als Subjekt von fremder Herrschaft und in Solidarität mit anderen, gleichen Subjekten. Es ist notwendig, diese Bedeutung vor dem Vergessen zu retten, doch das braucht Mut und Hoffnung.

Immer isolierter und kontrollierter wie wir sind, wächst in uns das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit und wirklich befriedigenden zwischenmenschlichen Beziehungen.

Individualistische Lösungen sind nur eine Flucht vor der Anstrengung und den Schwierigkeiten, menschliche Beziehungen zu formen, die auf gegenseitiger Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme ruhen. Glauben wir an eine Zukunft und wollen wir daran arbeiten, ihr Gestalt zu geben, dann müssen wir uns ernsthaft die Frage stellen, wie wir persönliche Unabhängigkeit und Autonomie erreichen, ohne in die Falle des besitzbesessenen Individualismus zu tappen, die nur mehr Einsamkeit bringt. Statt dessen müssen wir Formen menschlicher Solidarität finden und wiederfinden, die nicht, wie so oft, Verkleidung sind für soziale Zwänge. Wie der peruanische Schriftsteller José Maria Arguedas vor einigen Jahren geschrieben hat, brauchen wir ein Vertrauen darauf, *»daß es möglich ist, eine Gesellschaft zu formen, in der das Individuum im anderen Individuum nicht den Konkurrenten sieht, sondern jemanden, der/die hilft, das zu tun, was er/sie zu tun fähig ist, sich als ein menschliches Wesen zum Guten aller anderen menschlichen Wesen zu entwickeln.«* ♦

Verena Stolcke ist Professorin für Sozialanthropologie an der Universidad Autonoma de Barcelona und arbeitet mit im Internationalen Feministischen Netzwerk zur Förderung des Widerstandes gegen moderne Fortpflanzungstechniken und Gentechniken (FINNRAGE).